

Wilfried Loth

Die Angst und ihre Überwindung: Lehren aus dem Kalten Krieg

Ansprache in der Gedenkstunde für den Frieden, Volkstrauertag, 18.11.2012, Rathaus der Stadt Greven

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Vennemeyer,
meine sehr geehrten Damen und Herren!

Vor ziemlich genau 50 Jahren drohte aus dem Kalten Krieg ganz plötzlich und ganz schnell ein heißer Krieg zu werden, mehr noch: ein Weltkrieg, der, weil atomar geführt, das Ende der menschlichen Zivilisation bedeutet hätte. Als der amerikanische Präsident John F. Kennedy am 22. Oktober 1962 eine Seeblockade gegen sowjetische Schiffe verhängte, die Atomraketen nach Kuba bringen wollten, da war keineswegs sicher, dass der sowjetische Partei- und Regierungschef Nikita Chruschtschow sich durch diese Maßnahme davon abhalten lassen würde, mit der Stationierung von Atomraketen im karibischen Hinterhof der USA fortzufahren. Auf die öffentliche Ankündigung der Blockade reagierte er mit einer Aufforderung an den amerikanischen Präsidenten, diese, wie er sagte, „massive Verletzung“ der Freiheit der Meere zurückzunehmen; der Bau an den Raketenanlagen auf Kuba wurde beschleunigt. Was aber würde geschehen, wenn sich die sowjetischen Frachter von den amerikanischen Kriegsschiffen und Flugzeugen nicht stoppen ließen? Als amerikanische Zerstörer am 27. Oktober ein sowjetisches U-Boot einkreisten, das die Frachter mit den Atomraketen begleitete, entschied dessen Kapitän, einen Torpedo mit Atomsprengkopf abzufeuern.

Wäre der Befehl ausgeführt worden, säßen wir heute nicht in diesem repräsentativen Rathaus. Wäre es nicht gelungen, die Kuba-Krise buchstäblich in letzter Minute friedlich beizulegen, wäre die Eskalation von atomaren Schlägen und Gegenschlägen nicht mehr zu stoppen gewesen, mit Konsequenzen, die man sich heute nicht mehr ausmalen mag. Kennedys Verteidigungsminister Robert McNamara ging am Abend des 27. Oktobers mit der banger Frage ins Bett, ob er die nächsten drei Tage wohl überleben werde.

50 Jahre nach dem dramatischen Geschehen der letzten Oktobertage des Jahres 1962 wissen wir, dass aus dem Kalten Krieg kein heißer Krieg wurde und dass er sogar überwunden werden konnte. Der sogenannte Kalte Krieg ist ein Krieg geblieben, der nicht stattfand. Das führt zu der Frage, wieso er überhaupt das Weltgeschehen so lange beherrschen konnte; und es ruft die ebenso wichtige Frage auf den Plan, wie es denn gelingen konnte, diese waffenstarrende Konfrontation von ideologischen Todfeinden – kommunistischen Diktaturen hier, kapitalistischen Demokratien da – zu überwinden. Aus der Beschäftigung mit diesen Fragen lässt sich lernen, wie man Kriege vermeidet und den Frieden sichert.

Am Anfang, so lässt sich die erste Frage beantworten, war die Angst. Kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs setzte sich in den amerikanischen Regierungskreisen in Washington die Überzeugung durch, dass Stalin und die Kommunisten alles daran setzen würden, ihren Machtbereich immer weiter auszudehnen, auch über den „Eisernen Vorhang“ hinweg, der Europa seit den Konferenzen von Jalta und Potsdam de facto teilte. Die Sowjets, schrieb der US-Diplomat George F. Kennan im Februar 1946 in einem Telegramm an Außenminister Byrnes, würden alles tun, um das sozialistische Lager zu stärken und zugleich die kapitalistischen Nationen zu schwächen und untereinander aufzuhetzen; mit Hilfe der kommunistischen Parteien, gelenkt von einem „Untergrundgeneralstab des Weltkommunismus“, einer heimlichen, „von Moskau straff koordinierten und dirigierten Komintern“, würden sie versuchen, „die allgemeine strategische und politische Potenz der stärkeren Westmächte auszuhöhlen“, würden sie Druck ausüben, um Regierungen, die „den sowjetischen Bestrebungen im Weg sind“, von der Türkei über die Schweiz bis zu England, aus dem Amt zu entfernen, würden sie „im Ausland [...] in der Regel auf die Zerstörung aller Formen der persönlichen Unabhängigkeit, der wirtschaftlichen, politischen und moralischen, hinarbeiten.“ Soweit Kennan.

Bemerkenswert ist nun, dass sich auf der anderen Seite, also in Moskau, ungefähr zur gleichen Zeit ganz ähnliche Befürchtungen ausbreiteten, nur mit spiegelverkehrter Besetzung der Rollen: So schickte der sowjetische Botschafter in Washington, Nikolai Nowikow im September 1946 einen Bericht an Außenminister Molotow, in dem er einen Durchbruch der „imperialistischen Tendenzen des amerikanischen monopolistischen Kapitals“ meldete. Sie hätten dazu geführt, dass die amerikanische Politik nach Weltherrschaft strebte und sich sogar auf einen „Krieg gegen die Sowjetunion“ vorbereitete, „die in den Augen der amerikanischen Imperialisten das Haupthindernis auf dem Weg der Vereinigten Staaten zur Weltherrschaft darstellt.“ Nowikow räumte ein, dass zum gegenwärtigen Zeitpunkt niemand sagen könne, wann dieser Krieg stattfinden werde. Gleichzeitig warnte er aber vor einer amerikanischen Politik der Hochrüstung und der „Wiederbelebung eines imperialistischen Deutschlands, das die Vereinigten Staaten in einem künftigen Krieg auf ihrer Seite zu nutzen beabsichtigen.“

Man braucht nicht viel historisches Detailwissen, um zu erkennen, dass die Befürchtungen, die Nowikow hier äußerte, maßlos übertrieben waren. Die USA errichteten zwar überall militärische Stützpunkte, um ihre Versorgung mit Rohstoffen und ihren Zugang zu möglichst vielen Märkten sicherzustellen; deswegen einen Krieg mit ihrem zuletzt wichtigsten Verbündeten zu führen, kam in Washington aber wirklich niemand in den Sinn. Umgekehrt wissen wir spätestens seit der Erschließung der früher geheimen Archive der Sowjetunion, dass auch Stalin Besseres zu tun hatte, als die Expansion des Kommunismus bis in den hintersten Winkel der Welt zügig voranzutreiben. Erst einmal musste die Welt vor einem neuen deutschen Angriff sicher gemacht werden. Und dann benötigte die Sowjetunion viel Unterstützung und große Ressourcen, um den Wiederaufbau nach den gewaltigen Zerstörungen und Menschenverlusten des Zweiten Weltkriegs zu schaffen – Ressourcen, die am ehesten zu bekommen waren, wenn man mit den westlichen Mächten kooperierte.

Wir haben es also mit einer Situation zu tun, in der beide Seiten die Expansion der Gegenseite befürchten, ohne dass diese Furcht begründet wäre; sie war auf beiden Seiten zumindest überzogen. Beide Seiten greifen folglich zu Maßnahmen, mit der die Expansion der Gegenseite eingedämmt werden soll. Die Gegenseite kann allerdings nicht verstehen, dass diese Maßnahmen nur zu ihrer Eindämmung dienen sollen; sie hat ja garnicht die Absicht, die andere Seite zu bedrohen. Also deutet sie die Maßnahmen, die zu ihrer Eindämmung gedacht sind, als Vorbereitung auf einen Angriff der anderen Seite. Und darauf reagiert sie ihrerseits mit neuen Maßnahmen zur Abwehr eines Angriffs. Es ist dies ein Mechanismus, der in der Politikwissenschaft als das „Sicherheitsdilemma“ beschrieben wird: Man häuft Macht an, um der Macht der anderen Seite zu begegnen; das macht die andere Seite unsicherer und zwingt sie, sich auf „das Schlimmste“ vorzubereiten. So entsteht ein Wettlauf um die Macht, und es ergibt sich ein Teufelskreis von Sicherheitsbedürfnis und Machtanhäufung.

Der Kalte Krieg hat sich nach diesem Muster entwickelt: Auf die Weigerung der Sowjetunion, in den osteuropäischen Ländern demokratische Regime einzurichten, folgte die Weigerung der Westmächte, mit der Sowjetunion in der Deutschlandfrage zu kooperieren; auf die Bildung der NATO folgte die Etablierung des Warschauer Pakts; auf die sowjetische Hochrüstung der Ausbau des amerikanischen Atomwaffenarsenals – und so weiter, und so weiter; wir können das hier nicht im Einzelnen verfolgen und brauchen es auch garnicht.

Wie aber kommt man aus diesem Teufelskreis wieder heraus? Die Antwort auf diese zweite Frage ergibt sich, wenn man sich anschaut, wie es an diesem 27. Oktober 1962 mit der Kuba-Krise weiter gegangen ist. Nach den Regeln, die für U-Boote der sowjetischen Marine galten, musste der Befehl zum Abfeuern eines Torpedos mit Atomsprengkopf, den der Kapitän gegeben hatte, von den beiden ranghöchsten Offizieren bestätigt werden. Tatsächlich stimmte der Politikommissar seinem Kapitän zu – davon überzeugt, dass die Amerikaner schon mit dem Angriff auf den sowjetischen Flottenverband begonnen hatten. Der stellvertretende Kommandant allerdings, ein gewisser Wassili Archipow, der es verdient hat, hier mit Namen genannt zu werden, lehnte ab. Er wollte nicht glauben, dass die Amerikaner so verrückt sein würden, wegen der Stationierung von Atomraketen auf Kuba einen Weltkrieg zu beginnen; und er

wollte auch nicht die Verantwortung dafür übernehmen, selbst den ersten Schritt in einen solchen Krieg zu tun. Als das U-Boot auftauchte, zeigte sich, dass er mit seiner Einschätzung richtig gelegen hatte: Die amerikanischen Zerstörer griffen nicht an. Daraufhin drehte das sowjetische Boot ab; die Kriegsgefahr war für den Moment gebannt.

Chruschtschow hatte unterdessen am Morgen des 26. Oktobers einen Brief an Kennedy geschickt, in dem er pathetisch an die Verantwortung des Präsidenten für den Weltfrieden appellierte: „Wir und Sie sollten jetzt nicht an den Enden des Seils ziehen, in das Sie den Kriegsknoten gebunden haben, denn je mehr wir beide daran ziehen, desto fester wird dieser Knoten.“ Dann machte er ein Angebot: Wenn sich die amerikanische Regierung verpflichte, auf eine Invasion Kubas zu verzichten, dann entfielen die Notwendigkeit für die Präsenz sowjetischer Militärberater und Raketen auf der Insel. Außerdem, so hakte er in einer weiteren Botschaft am 27. Oktober nach, müssten auch die amerikanischen Atomraketen aus der Türkei abgezogen werden. Kennedy zögerte etwas, auf diese zweite Bedingung einzugehen, dann sagte er auch das zu, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass der Raketenabzug aus der Türkei vorerst geheim bleiben und erst in einigen Monaten stattfinden würde. Diese Einschränkung ließ wiederum Chruschtschow etwas zögern; erst am Morgen des 28. Oktobers, eines Sonntags, erklärte er sich mit der Geheimhaltung des Türkei-Deals einverstanden. Damit war die Kuba-Krise zu Ende; noch am gleichen Tag begannen die sowjetischen Soldaten auf Kuba mit dem Abbau der Raketenstellungen.

Wenn man verallgemeinert, was hier geschehen ist, so heißt das: Wenn man aus dem Teufelskreis des Sicherheitsdilemmas ausbrechen will, so benötigt man zwei Dinge: erstens einen klaren Blick für die Realitäten – einen klaren Blick, wie ihn Wassili Archipow bewies –; und zweitens Vertrauen in die guten Absichten der Gegenseite, Vertrauen, das der Gegner sein Wort hält. Kennedy musste Chruschtschow vertrauen, dass der Raketenabzug aus der Türkei tatsächlich geheim bleiben würde; Chruschtschow musste Kennedy vertrauen, dass er die Raketen aus der Türkei tatsächlich abziehen würde, obwohl das zunächst geheim bleiben sollte. Andernfalls wäre Chruschtschow von seinen Kritikern gleich gestürzt worden. Zwei Jahre später kam es dann ja auch zu seinem Sturz, wenn auch aus anderen Gründen.

Der Ausgang der Kuba-Krise war nicht der einzige Fall von Einsicht und Vertrauensbildung. Die Geschichte des Kalten Krieges ist durchzogen von solchen Momenten: Immer wieder führten die spürbaren Kosten der Konfrontation und insbesondere die Angst vor der Selbstvernichtung in einem Atomkrieg zu Bemühungen um Vertrauensbildung. Das gilt nicht nur für die westliche Seite, sondern auch für die östliche – auch wenn das auf der westlichen Seite häufig nicht wahrgenommen wurde und folglich vergeblich blieb. Die wechselseitige Dämonisierung ließ Entspannungsinitiativen der einen wie der anderen Seite immer wieder scheitern.

Dennoch entwickelte sich mit der Zeit ein Geflecht von Verbindungen, und es häufte sich ein Vertrauenskapital an, an das man anknüpfen konnte, wenn das Ost-West-Verhältnis wieder einmal in eine Krise geraten war. Als Ronald Reagan im November 1983 erfuhr, dass der sowjetische Geheimdienst KGB ein amerikanisches Manöver als Vorbereitung für einen tatsächlichen Angriff auf die Sowjetunion deutete, begriff auch dieser militanteste aller amerikanischen Präsidenten, dass seine Furcht vor der Sowjetunion überzogen war und dass er etwas dazu tun musste, die wechselseitige Angst zu überwinden. Die drei Jahre, die er bis dahin als Präsident amtiert hatte, „haben mich“, so schrieb er rückblickend, „etwas Überraschendes über die Russen gelehrt. Viele Leute an der Spitze der sowjetischen Hierarchie hatten wirklich Angst vor Amerika und den Amerikanern. Vielleicht sollte mich das nicht überrascht haben, aber es tat es.“

Für die vollständige und endgültige Überwindung des Kalten Krieges war es von entscheidender Bedeutung, dass wenig später ein Mann an die Spitze des Sowjetregimes trat, dem die Einsicht in die Friedfertigkeit der Gegenseite und die Notwendigkeit vertrauensbildender Maßnahmen längst geläufig war. Als Egon Bahr, der Vordenker der „neuen Ostpolitik“ Willy Brandts, Ende April 1985 zum ersten Mal mit Michail Gorbatschow zusammentraf (gerade einmal sechs Wochen nach dessen Amtsantritt als

Generalsekretär der KPdSU), zeigte sich der neue Kremlchef davon überzeugt, dass Sicherheit nur noch in gemeinsamer Anstrengung erreicht werden könne: „Neues Denken sei nötig; Überlegenheit, atomar wie konventionell, sinnlos geworden, Abschreckung gefährlich; Sicherheit könnten Ost und West nur gemeinsam finden und dann auch abrüsten.“

Tatsächlich gelang es Reagan und Gorbatschow, sich in den folgenden zweieinhalb Jahren – bis zum Washingtoner Abkommen über die Beseitigung aller Mittelstreckenraketen im Dezember 1987 – auf ein weitgehendes Abrüstungsprogramm zu verständigen. Für die Zeitgenossen – und viele von Ihnen werden sich noch gut daran erinnern können – war das ein höchst erstaunlicher Vorgang, eine Verständigung, an die man garnicht glauben mochte. Betrachtet man die Einsichten, die beide Akteure jetzt antrieben, ist der Ausgang ihrer Verhandlungen nicht mehr so erstaunlich. Die Spitzenpolitiker der beiden Weltmächte betrachteten sich nicht mehr als Gegenspieler, sondern als Partner bei der Schaffung einer neuen Weltordnung. Zum Abschluss ihres nächsten Treffens im Juni 1988 in Moskau – der vierten persönlichen Begegnung in einem Zeitraum von zweieinhalb Jahren – versicherte Reagan dem sowjetischen Generalsekretär, dass er und seine Frau Nancy ihn und seine Frau Raissa „als Freunde betrachteten“, und er bat ihn, „dem sowjetischen Volk auszurichten, dass wir und unser Land uns ihm in tiefer Freundschaft verbunden fühlen.“

Natürlich steckte in dieser Freundschaftsbekundung eine gehörige Portion rhetorischer Überschwang, wie er bei amerikanischen Politikern nun einmal üblich ist. Aber es bleibt doch ein Faktum, dass sich die Auflösung kommunistischer Parteiherrschaft im Sowjetblock in einer Atmosphäre grundsätzlichen Vertrauens zwischen Ost und West erfolgte, eines Vertrauens, das auf westlicher Seite auch die Bereitschaft einschloss, Gorbatschow bei der Umsetzung seines Perestroika-Programms zu helfen. Gemessen an den Ängsten, die die Entstehung des Kalten Krieges begleitet hatten, war dies eine bemerkenswerte Leistung. Sie kann, so finde ich, Mut machen, den Ängsten, die uns heute plagen, nicht einfach nachzugeben. Unablässiges Bemühen um eine realistische Wahrnehmung der Verhältnisse und um Vertrauensbildung stellt die bessere Alternative dar.